

KULTUR

Was Sie diesen Monat sehen,
lesen und hören sollten

INTERVIEW

»ICH HATTE EIN TESTOSTERON- BRETT VOR DER BIRNE«

Vor zwei Jahren war der Schauspieler und Bestsellerautor JOACHIM MEYERHOFF plötzlich halbseitig gelähmt. Wie er seinen Schlaganfall überwunden hat – und wieso er gern Grenzen überschreitet

Es ist Spätsommer in Berlin, und die Gäste im Garten des Literaturhaus-Cafés drehen den Kopf um nach dem Mann, der über seinen neuen Roman spricht. Joachim Meyerhoff, der vielfach ausgezeichnete Schauspieler und Autor, ist mit seinen 1,90 Metern auch nicht zu übersehen. Er bestellt sich eine Cola light, „mit Eis, bitte“, und lacht, als das kleine Glas serviert wird: „Sieht aus wie ein Mittags-Ouzo.“

Von der Provinz auf die großen Bühnen: Joachim Meyerhoff, 53, wuchs in Schleswig auf und war 14 Jahre lang Ensemblemitglied des Wiener Burgtheaters. In seinem Romanzyklus „Alle Toten fliegen hoch“ erzählt er seit 2011 aus seinem Leben – die Reihe entwickelte sich zum Sensationserfolg mit mehr als 2,3 Millionen verkauften Exemplaren und wurde vielfach ausgezeichnet



»ICH BETRACHTE DIE KOMIK ALS SCHLUPFLOCH AUS DER UNENTRINNBARKEIT DER EIGENEN HILFLOSIGKEIT«

Herr Meyerhoff, in Ihrem neuen Buch schreiben Sie über den Schlaganfall, den Sie vor zwei Jahren hatten. Wie geht es Ihnen heute?

Sehr gut. Ich empfinde eine große Dankbarkeit, dass alles so glimpflich ausgegangen ist. Ich kann meine linke Körperhälfte, die damals von einer Sekunde auf die andere gelähmt war, wieder bewegen. Manchmal schleicht sich von hinten eine Verunsicherung heran, so eine Art posttraumatisches Syndrom, dass der Moment des Umkippens wiederkommt. Aber auch das passiert immer seltener.

Sie schildern Ihre Krankheit mit erstaunlich viel Humor. Darf man beim Lesen lachen, während Sie leiden?

Selbstverständlich! Ich betrachte die Komik als Schlupfloch aus der Unentrinnbarkeit der eigenen Hilflosigkeit. Ich habe mich für das Lachen entschieden, denn es ist eine hervorragende Möglichkeit, um überhaupt vom Leid erzählen zu können. Meine größte Sorge war von Anfang an, dass die Schilderung meines Erlebnisses in Betroffenheitsliteratur mündet – die Folge wären Sorge und Mitleid, und genau das wollte ich vermeiden.

Hatten Sie als Patient das Gefühl, gegen den Schlaganfall kämpfen zu müssen?

Ich mag das Wort Kampf grundsätzlich nicht, vor allem nicht in Bezug auf Krankheiten. Mir ist schon bewusst, dass es im Englischen bei Krebs *to fight cancer* heißt, dort gibt es sogar nur diese eine Formulierung, und daraus entsteht auch eine entsprechende Haltung gegenüber der Krankheit. Mir selbst ist das nie als gangbarer Weg vorgekommen.

Warum nicht?

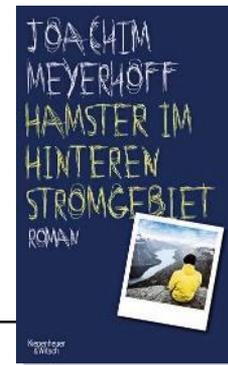
Ich hatte das Gefühl, dass es für mich besser ist, meine Krankheit anzunehmen und zu inkludieren. Ich bin ja nicht hier und der Schlaganfall dort. Wir sind eine Einheit, und dann hätte ich ja gegen mich selbst kämpfen müssen. Zweifellos braucht man nach so einer Diagnose viel Disziplin, und man muss sich durchbeißen, das strengt an. Aber von einem Kampf würde ich nie sprechen, auch im Theater nicht.

Dabei spielen Sie auch starke Figuren, die als Kämpfer wahrgenommen werden. Und Ihr physischer Einsatz auf der Bühne ist extrem hoch.

Dennoch ist das kein Kampf. Eher eine Obsession, eine Lust, eine Besessenheit, vielleicht auch Fanatismus. Kampf beinhaltet immer einen Gegner, und wer sollte das sein? Ich bin besessen von meinem Text bei einer Vorstellung, überwältigt und erfüllt, aber nie gegen etwas. Im Gegenteil: Ich versuche, mich immer in den Dienst einer Sache zu stellen, am liebsten mit psychischer und physischer Verausgabung. Ich würde sogar sagen, dass mein gesamter Erfolg darin bestand, mich in physischen Grenzbereichen auszutoben.

Wird das auch nach dem Schlaganfall möglich sein?

Mal sehen, ob sich die Grenze für mich nun etwas verschoben hat. Das hat aber auch mit dem Alter zu tun. Ich bin dieses Jahr 53 geworden, und manchmal denke ich: Hochleistungssportler, etwa Fußballer, beginnen als Profis mit 16 Jahren, spielen dann vielleicht 20 Jahre, und dann ist es vorbei. Ich habe 30 Jahre exzessiv Theater gespielt – vielleicht sollte ich mich also auch mal anders auf der Bühne verhalten, als zu denken, ich wäre



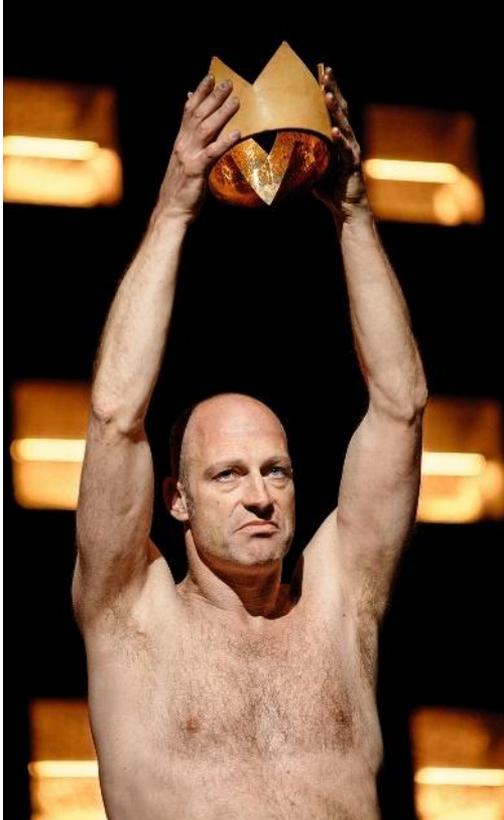
In seinem neuen Roman „Hamster im hinteren Stromgebiet“ (Kiepenheuer & Witsch) liegt Ich-Erzähler Meyerhoff nach einem Schlaganfall in einer Wiener Klinik. War's das jetzt mit der Karriere, mit dem Schauspielern? Vom Krankenbett aus philosophiert und fabuliert der Bestsellerautor über sein Leben, die Liebe und das Theater. Aus der existenziellen Bedrohung macht Meyerhoff eine mitreißende Tragikomödie voller komischer Momente und mit Hamsterbegegnungen. Grandios!

das Auge des Orkans und könnte die ganze Welt auseinandernehmen.

Liest man Ihre Geschichten, könnte man meinen, dass Sie gern übertreiben. Ist das so?

Ja. Denn für mich liegt in der Übertreibung immer auch die Wahrheit. Ich übertreibe nicht der Übertreibung willen, sondern weil sich dadurch der Kern der Dinge zeigt. Denn es ist doch so: Auf fast allen Situationen liegt sehr viel drüber, alles ist gepuffert, gepanzert und verdeckt. Diesen Ballast möchte ich beim Schreiben durch Übertreibung wegbekommen, damit man die Sicht auf das bekommt, was sich wirklich ereignet. Auf der Bühne geht es mir auch um die Übertreibungskunst. Das mag vielleicht ein bisschen nach Zampano klingen, aber wenn Sie in die Kunstgeschichte schauen, sehen Sie überall Übertreibungen: Expressionismus, Impressionismus und viele andere Kunstformen sind Übertreibungs- oder Verdeutlichungskünste.

Haben sich Ihre Familie und Ihr Freundeskreis eigentlich inzwischen daran gewöhnt, dass Sie ganz offen auch immer wieder über sie schreiben?



Er gibt immer alles - und manchmal auch mehr:
Für Joachim Meyerhoff, der zweimal zum
Schauspieler des Jahres gewählt wurde, ist das
Theater „eine Obsession, eine Lust, eine
Besessenheit“, egal, ob als Kreon in „Antigone“
2015 am Wiener Burgtheater (oben) oder 2017
in Thomas Melles Stück „Die Welt im Rücken“
im Akademietheater in Wien (unten). Seit 2019
gehört der 53-Jährige zum Ensemble der
Berliner Schaubühne



Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich, aber ich habe den Vorteil, dass ich noch nie eine Zeile geschrieben habe, um mit jemandem abzurechnen. Meine Mutter etwa ist völlig im Einklang mit meinen Büchern, sie hat auch schon viele Lesungen absolviert, in denen sie selbst daraus gelesen hat. Mein Bruder hat ein bisschen gebraucht, bis er sich vorstellen konnte, ein Teil meiner Erzählwelt zu sein. Aber

»ES GIBT MOMENTE, IN DENEN ES AUCH EINE TOLLE HALTUNG SEIN KANN, SICH MACHOHAFT ZU GEBÄRDEN«

er hat sich daran gewöhnt. Und bei der Entstehung meines neuen Romans sind ohnehin alle involviert gewesen, die darin auftauchen.

Haben Sie eigentlich je gedacht: Warum bekomme ausgerechnet ich einen Schlaganfall?

Nein. Das habe ich von Wolfgang Herrndorf gelernt, der mit seiner Tumorerkrankung viel Schrecklicheres erlebt hat als ich. In seinem Blog schrieb er: Warum eigentlich nicht ich? Daran habe ich immer gedacht, als ich im Krankenhaus lag, und es hat mir geholfen, nicht zu hadern, mich nicht zu wundern. Jeden kann es schließlich treffen. 270.000 Deutsche jährlich haben einen Schlaganfall.

In Ihren Büchern schreiben Sie augenzwinkernd über Missgeschicke und Schicksalsschläge. Haben Sie den Eindruck, dass es heutzutage Männern leichterfällt, öffentlich Schwächen einzugestehen?

Das ist gesamtgesellschaftlich sicher besser geworden. Es geht meiner Meinung nach aber gar nicht darum, etwas zu überwinden, sondern darum, dass man nicht in ein bestimmtes Männerbild eingepfercht ist. Es gibt durchaus Momente, in denen es auch eine tolle Haltung sein kann, sich machohaft zu gebärden. Aber es muss eben auch ganz zerbrechliche Momente geben. Je breiter das gefächert ist, umso besser! Es sollte nur nicht zu weit gehen und dann vielleicht zu weinerlich wirken.

Ein Beispiel, bitte.

Ein Freund von mir unterrichtet an Schauspielschulen; er erzählte mir, dass die jungen Schauspieler fast alle so sensibel sind, dass man mit ihnen kaum noch die klassischen Texte inszenieren kann. Sie trauen sich nicht, ihre Partnerinnen mal richtig anzufassen, wohin-

gegen die jungen Frauen viel resoluter und selbstbewusster sind. Es scheint also eine große Verunsicherung zu geben, aber in meiner Welt spielt sie überhaupt keine Rolle.

Da Sie schon immer eine breit gefächerte Persönlichkeit hatten?

Das kann ich nicht gerade behaupten. Ich komme ja aus der norddeutschen Provinz, war dann in Amerika und kehrte als durchtrainierter Basketballer zurück. Damals hatte ich ein Testosteron-Brett vor der Birne und dachte, ich bin der Größte. Aber dann kam der Tod meines Bruders, später starben mein Vater und meine Großeltern, und all diese Verluste verunsicherten mich. In meinen Büchern schreibe ich viel darüber, dass in einem 1,90 Meter großen Mann auch jede Menge Defizite Platz haben.

Vor Verehrerinnen können Sie sich trotzdem kaum retten, und Sie scheinen einen besonderen Bezug zur Liebe zu haben. In Ihrem neuen Roman schreiben Sie über den Moment, in dem Sie Ihrer Partnerin verfallen waren: „Herrlich, das gibt eine Katastrophe.“ Wie meinen Sie das?

Jedes Leben kann sich festfahren, und dann scheint es so, als ob nichts Außergewöhnliches mehr passieren kann. Doch dann kommt plötzlich die Liebe auf den ersten Blick und jagt alles in die Luft. Dann spürt man: Ich komme nicht drumherum, dem nachzugeben. Ich werde von einer Sekunde auf die andere in etwas befördert, das Verwirrung, Glück und Schmerz bereitet. Und das ist die schönste Katastrophe, die es gibt. Ein wunderbarer Zustand, denn man merkt: Aha, da ereignet sich etwas, das außerhalb meines Vorstellungsvermögens ist. 

Interview: Günter Keil